universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Ethische Principienlehre

Høffding, Harald

Bern, 1897

I. Kapitel

urn:nbn:at:at-ubi:2-8579

I.

Indem ich diese Vorträge anfange, muß ich meine Freude darüber aussprechen, über einen Gegenstand von so großer humaner Bedeutung vor einem Zuhörerkreise aus verschiedenen Ländern reden zu dürfen. Ich fühle es als eine Ehre, in dieser Sache das Wort führen zu sollen. Aber ich habe großes Bedenken in Rücksicht auf mein Vermögen, die rechte Form der Darstellung zu finden und den bedeutungsvollen Gegenstand überhaupt zu seinem Recht kommen zu lassen. In dieser Rücksicht — und dann auch in Rücksicht auf die Sprache, indem ich fürchte, daß Sie in allzu hohem Grade merken werden, daß ein Ausländer zu Ihnen spricht — muß ich an Ihre Nachsicht appellieren. Doch muß ich auch — wenn mein Vorhaben glücklich ausfallen soll — eine Forderung stellen. Meine Aufgabe ist nicht die, fertige Resultate, die einfach empfangen und im Gedächtnis behalten werden sollten, Ihnen mitzuteilen. Wenn von Prinzipien, von ersten Grundsätzen die Rede ist, dann bewegen wir uns an den Grenzen unserer Erkenntnis. Prinzipien und Probleme hängen genau zusammen; man könnte vielleicht ein Prinzip definieren als einen Gedanken, welcher uns bei der Behandlung eines Problems leitet. Alles kommt dann darauf an, daß das Problem entsteht und sich geltend macht; denn wenn man nicht den Stachel des Problems fühlt, hat man kein Bedürfnis der Prinzipien. Ein Problem entsteht, wenn ein Widerspruch, eine Schwierigkeit in dem bisher Gegebenen und Feststehenden

hervortritt, — wenn Gedanke gegen Gedanken steht, und wenn Erfahrung gegen Erfahrung zu stehen scheint Probleme können daher nur durch Selbstdenken entstehen; sie können nicht ganz von außen beigebracht werden. Es wird aber meine Aufgabe sein, Sie dazu zu veranlassen, mit mir zu denken. Ich muß es dazu bringen, daß Sie selbst die Schwierigkeiten, welche den Gedanken in Bewegung setzen, fühlen, damit Sie dann selbst die Bedeutung der Gesichtspunkte, welche die Gedankenbewegung in bestimmte Richtungen leiten können, einsehen.

Die Aufgabe der philosophischen Ethik ist es nicht. Moral zu predigen, sondern Moral zu begründen. Der Prediger tritt als Autorität auf; er wirkt durch seine Begeisterung, durch sein Vorbild, durch seine Ueberlegenheit. Der Philosoph aber soll wesentlich durch seine Gründe wirken.

Urteile über Gut und Böse entstehen aber zuerst ohne Begründung. Sie werden ganz unwillkürlich ausgesprochen, wie die ästhetischen Urteile. Wie wir einem Kunstwerke oder einer Naturschönheit gegenüber unser Herz durch den Ausbruch: „Das ist schön! Das ist erhaben!“ erleichtern, so erleichtern wir beim Anblick menschlicher Handlungen unser Herz durch die Ausbrüche: „Das ist gut!“ oder „Das ist böse!“ Was uns hierbei leitet, ist ein unmittelbares Gefühl, welches durch den Anblick der Handlungen erregt wird. Welche Handlungen wir gut oder böse nennen, beruht für jeden unter uns zuerst darauf, welcher Gesellschaft oder Menschengruppe wir angehören In jeder Gesellschaft giebt es einen gewissen Inbegriff ethischer Urteile, deren Gültigkeit anerkannt ist. Sie liegen in der Luft, indem das einzelne Individuum sie aufnimmt und als unmittelbar gegeben und berechtigt anwendet, ebenso wie es überhaupt die Instinkte und die Traditionen der Rasse erbt. Dieser Inbegriff ethi-

scher Urteile macht dasjenige aus, was man die positive Moralität genannt hat. Die positive Moralität hat, wie positive Religion und positives Recht, einen historischen Charakter. Sie hat sich entwickelt, und entwickelt sich immer wieder unter dem Einflusse des Schicksals und der Lebensverhältnisse der Masse oder der Gesellschaft. Ihr Inhalt ist ein Kreis von Vorbildern, Lebensregeln und Geboten, welche in langen Zeiten von Geschlecht zu Geschlecht als „ungeschriebene Gesetze" gehen und dem Einzelnen oft mit geheimnisvoller Mündigkeit gegenübertreten. Das einzelne Individuum beugt sich um so mehr vor ihnen, als sie von Autoritäten behauptet werden. Eine Autorität ist eine Persönlichkeit, deren physische oder geistige Macht Furcht, Ehrfurcht, Zuversicht oder Liebe, oder alles dieses zusammen, bewirkt, und der gegenüber sich kein Bedürfnis der Kritik regt. Solche Autoritäten sind Eltern, Lehrer, Prediger, Fürsten, Gesetzgeber, Religionsstifter.

Das ethische Problem entsteht nun erst, wenn Autorität gegen Autorität steht, und wenn der Instinkt und das unmittelbare Gefühl nicht deutlich sprechen oder zu widersprechenden Konsequenzen führen. Es muß dann gewählt werden, und die Wahl muß durch einen Gedanken geleitet werden. Es ist nun eben die Aufgabe der ethischen Prinzipienlehre, zu zeigen, wo wir den leitenden Gedanken suchen sollen.

Die erste Frage ist nun, ob es möglich ist, eine ethische Prinzipienlehre aufzustellen, — ob die Ethik überhaupt eine Wissenschaft ist oder werden kann. Ethische Urteile enthalten ja was sein soll, nicht was ist! Und die philosophische Ethik geht noch einen Schritt weiter, indem sie entscheiden will, welche ethischen Urteile man bilden soll! Kann es aber eine Wissenschaft von etwas anderem als dem faktisch Gegebenen geben? Die Bedingungen und die Ur-

sachen des Gegebenen können wir untersuchen; aber wie kann es eine Begründung dessen geben, was gewünscht und erstrebt wird? Sind wir hier nicht auf einem rein subjektiven, persönlichen Gebiete, das sich aller Wissenschaft entziehen muß? Urteile über Gut und Böse werden durch Gefühle hervorgerufen — aber über Gefühle kann man nicht disputieren! Und die Erfahrung zeigt denn auch, daß die Diskussionen über ethische Fragen sehr häufig damit enden, daß ein Jeder sich auf sein Gefühl beruft!

Freilich giebt es eine Bedeutung des Wortes Ethik, eine Art ethischer Wissenschaft, nach welcher auch die Ethik eine Wissenschaft von dem, was ist, von einem Gegebenen, ist. Man kann unter Ethik eine wissenschaftliche Darstellung der positiven Moralität verstehen. Dann ist sie eine rein historische Wissenschaft, welche einen faktisch gegebenen Inhalt zu ordnen hat und seine Entwicklung zu erklären versucht. Eine solche historische Ethik (welche, weil der gegebene Inhalt mit den verschiedenen Zeiten und Völkern wechselt, eine vergleichende Wissenschaft sein muß) stellt sich eine Aufgabe von großem Interesse und wird gewiß immer größere Bedeutung bekommen. Aber sie löst nicht das ethische Problem — ebenso wenig wie die Religionsgeschichte das religiöse Problem löst. Sie kann nur lehren, welche ethischen Urteile man zu einer gewissen Zeit und an einem gewissen Ort gebildet hat und wie man dazu gekommen ist, sie zu bilden, aber sie sagt nichts über die Gültigkeit dieser Urteile. Wenn sie sich darauf einläßt, die faktisch geltenden Urteile zu kritisieren, dann hört sie auf, reine positive Wissenschaft zu sein, ebenso wie der Historiker, wenn er sich auf eine Beurteilung geschichtlicher Persönlichkeiten einläßt, nicht mehr als reiner Historiker spricht. Bei solcher Kritik oder Beurteilung entsteht die Frage, welchen Maßstab man voraussetzt — und hiermit entsteht dann gleich

das ethische Problem: denn warum setzen wir eben diesen bestimmten Maßstab voraus?

Das Problem ist dies: kann es eine Wissenschaft von dem was sein soll geben? können Urteile begründet werden, welche aus Gefühlen entspringen und wesentlich unser Gefühlsverhältnis zu den Handlungen, nicht die rein psychologische Beschaffenheit der Handlungen aussprechen?

Zur Beleuchtung des Problems muß zuerst bemerkt werden, daß alles, was wir gut und wertvoll nennen, sich auf ein Ziel bezieht, das heißt, entweder selbst Zweck für uns ist oder Mittel, einen Zweck zu erreichen. Dieses Zieles sind wir uns nicht immer bewußt. Je mehr die Beurteilung und die Wertschätzung unwillkürlich ist, desto weniger Bewußtsein des Zieles haben wir: wir werden unmittelbar ergriffen; wir ruhen unmittelbar und ganz in dem Gegenstande. Die Wertschätzung geht dann in instinktiver Weise vor sich. Im Wesen des Instinktes liegt es eben, daß er einen Zweck erreicht ohne ihn zu kennen, oder richtiger, daß er wirkt, als ob er von dem Gedanken an einen Zweck geleitet würde. Ganz eben so kann es bei dem künstlerischen Produzieren oder bei der unwillkürlichen Freude über das Schöne gehen.

Wenn nun die Beurteilung — besonders in Zweifelsfällen — auf bestimmten Prinzipien begründet werden soll, so wird zuerst zu entscheiden sein, zu welchem Ziele wir die Handlung in Beziehung setzen wollen. Das Urteil über die Handlung wird davon abhängen, ob diese bei näherer Untersuchung das bewußt oder unbewußt vorausgesetzte Ziel fördert oder hemmt. Jede Handlung bewirkt etwas; sonst würde sie unmöglich und absurd sein. Es ist nicht unnötig, diese Bemerkung zu machen; denn große ethische Denker — vor allen Kant — haben geglaubt, daß es eine Herabwürdigung

des Wollens sein würde, auf die Wirkung besonders Gewicht zu legen und dem Zwecke einen bestimmenden Einfluß einzuräumen. Hiergegen gilt Schleiermachers treffende Bemerkung: „Will ich nichts bewirken, warum handle ich?“

Wenn es fest steht, daß jede Handlung mit einem Ziele in Beziehung stehen muß, dann haben wir schon festen Grund unter den Füßen. Denn es ist dann möglich zu untersuchen, ob die Handlung dem Ziele wirklich diene oder nicht. Das Verhältnis zwischen Weg und Ziel, zwischen Mittel und Zweck kann wissenschaftlich festgestellt werden. Steht der Zweck fest, so müssen bestimmte Mittel angewendet werden; ist das Ziel gegeben, so müssen bestimmte Wege eingeschlagen werden. Das Verhältnis zwischen Mittel und Zweck ist dasselbe, wie das Verhältnis zwischen Ursache und Wirkung: was wir Mittel nennen, ist die Ursache, welche die Erreichung des Zweckes bewirkt. Hier sehen wir dann die Möglichkeit einer Wissenschaft von dem was sein soll: das Wort „soll“ drückt die Forderung der Mittel zu einem gegebenen Zwecke aus. In jedem Drange oder Triebe liegt eine solche Forderung, und was wir Gewissen nennen, ist eben ein tiefer, innerer Drang danach, etwas Wertvolles (nämlich etwas, das als wertvoll empfunden wird) in der Welt zu behaupten oder zu bewirken. Durch das notwendige Verhältnis zwischen Mittel und Zweck wird eine wissenschaftliche Ethik möglich — wenn der Zweck gegeben ist. Daß das Problem freilich wieder entsteht, wenn gefragt wird, welchen Zweck wir als Grundlage voraussetzen, werde ich später zeigen.

Zu dem gleichen Resultate, zu welchem uns die Betrachtung der Handlung in ihrem Verhältnisse zum Ziele geführt hat, werden wir kommen durch eine nähere Betrachtung des Satzes, daß Urteile über Gut und Böse Gefühlsäußerungen

sind. Eine Gefühlsäußerung setzt voraus, daß die Anschauung oder die Vorstellung einer Handlung uns in unserem Inneren bewegt hat, ein unwillkürliches Streben, ein bewußtes oder unbewußtes Interesse in uns gefördert oder gehemmt hat. Lust- und Unlustgefühle hängen — wie die Biologie des Gefühlslebens zeigt — damit zusammen, daß unser Leben oder doch ein Teil unseres Lebens gefördert oder gehemmt wird. Das menschliche Gefühlsleben ist nur im Zusammenhange mit den menschlichen Lebensverhältnissen verständlich. Es ist ja auch nur in seinen einfachsten Formen und in den gewaltsamsten Affekten, daß das Gefühl ganz blind ist. Seine bestimmte, voll entwickelte Form bekommt es nur dadurch, daß es mit Vorstellungen verbunden wird. Die Freude setzt die Vorstellung eines lusterregenden Gegenstandes, der Kummer die Vorstellung des Verlustes eines solchen voraus. Furcht und Hoffnung setzen Vorstellungen von der Möglichkeit gewisser lust- oder unlusterregender Begebenheiten voraus.

Dadurch bekommen wir auch hier festen Grund unter den Füßen. Ueber Gefühle kann man nicht disputieren; aber man kann über die Vorstellungen, an welche die Gefühle geknüpft sind, disputieren, indem man ihre objektive Gültigkeit untersuchen kann.

Nicht nur in dem Verhältnisse zwischen Mittel und Zweck, welches bei aller Beurteilung menschlicher Handlungen beachtet werden muß, sondern auch in dem Verhältnisse zwischen den Vorstellungen, durch welche die in der Beurteilung ihren Ausdruck findenden Gefühle bedingt werden, und der wirklichen Erfahrung sehen wir also eine Möglichkeit, ethische Urteile zu begründen und dadurch eine wissenschaftliche Ethik aufzustellen. Die beiden Verhältnisse lassen sich nicht ganz von einander scheiden; denn ein Ziel oder ein Zweck muß immer

ein Gefühl voraussetzen. Nur etwas, das unser Gefühl erregt, können wir zu unserem Zweck machen.

Aber — wie schon angedeutet — das Problem wird sich bald wieder regen, denn es können eben verschiedene, und sogar entgegengesetzte Ziele aufgestellt werden, und eine Wahl wird dann notwendig; es können sehr verschiedene, sogar entgegengesetzte Gefühle die Wertschätzung bedingen, und welches von ihnen hat dann Recht? — Es wird sich zeigen, daß das ethische Problem sich eben hier in seiner schärfsten Form einstellt.

II.

In unseren ethischen Urteilen sprechen wir eine Wertschätzung von Handlungen nach ihrem Verhältnisse zu dem höchsten Ziele, das wir uns denken, aus. Aber welches Ziel ist das rechte, und worauf beruht es, ob wir ein Ziel höher oder niedriger als ein anderes nennen wollen? Hier liegen die größten Gegensätze und Streitpunkte auf dem ethischen Gebiete. Das einzelne Individuum kann sich selbst, sein eigenes Bestehen, seine Macht oder seinen Genuß zum Hauptzwecke machen, und wenn es Mut und Energie genug hat, um konsequent zu sein, wird man es nicht widerlegen können. Rein logisch läßt sich nichts dagegen einwenden, daß es praktisch sich selbst als einzigen Zweck, alles andere und alle Anderen nur als Mittel für diesen Zweck betrachtet. Es sieht in sich selbst praktisch das Centrum des Daseins und läßt sich nicht davon abbringen. Es interessiert sich nur für andere Dinge und Wesen, sofern sie als Mittel in seinen Dienst treten können; was nicht hierzu geeignet ist, existiert eigentlich gar nicht für es. Es kann so ein konsequentes System mit stringenter Begründung der einzelnen Urteile